

Vorwort

Die Psychoanalyse hat sich mit dem Verständnis lesbischer Sexualität schwergetan. Freud beschrieb den Ödipuskomplex, für ihn der Kernkomplex der Neurosen, von Anfang an in seiner doppelten Form: Im positiven Ödipuskomplex begehrt das Kind den gegengeschlechtlichen Elternteil und erlebt den gleichgeschlechtlichen als Konkurrenten, der am liebsten verschwinden sollte. Im negativen Ödipuskomplex ist es genau umgekehrt: Dort gelten die kindlich-sexuellen Wünsche dem gleichgeschlechtlichen Elternteil, während der gegengeschlechtliche Elternteil zur störenden Konkurrenz wird, dem das Kind den Tod wünscht. In Freuds Theorie des Ödipuskomplexes sind also sowohl Heterosexualität als auch Homosexualität abgebildet. Freud sah den Menschen grundsätzlich bisexuell. Eine der beiden Orientierungen wird aus seiner Sicht im Laufe der Entwicklung schließlich in den Hintergrund gedrängt. Dort bleibt sie weiter lebendig und verschafft sich in sublimierter Form ihren Ausdruck. Die heterosexuelle oder homosexuelle Orientierung eines Menschen ist von daher eine Frage der Ausprägung. In späteren Arbeiten beschreibt Freud aber doch die Heterosexualität als das leitende Telos der Entwicklung, als die einzig »richtige Entscheidung« (Freud 1910, S. 169).

Diese Festlegung machte es der Psychoanalyse lange Zeit hindurch schwer, gegenüber der Homosexualität, gleich ob männlich oder weiblich, eine unbefangene Haltung zu gewinnen. Die psychoanalytischen Autorinnen und Autoren, die die Homosexualität in den Bereich der Psychopathologie einordneten, waren dementsprechend zahlreich. Erst in den letzten Jahrzehnten kam es nicht zuletzt durch die Frauenbewegung zu einer Umorientierung, die schließlich dazu führte, dass Homosexualität aus dem Verzeichnis psychischer Krankheiten des DSM-IV und des ICD-10 gestrichen wurde und heute als natürliche sexuelle Veranlagung gilt. Psychoanalytiker gehen in der

Regel nicht mehr davon aus, dass es im Laufe einer Psychoanalyse möglich ist, die sexuelle Orientierung eines Menschen umzuformen. Das bedeutet aber noch lange nicht, dass in konkreten Fallschilderungen die homosexuelle Orientierung nicht doch mit psychopathologischen Kategorien beschrieben wird oder zumindest bedrohlich in ihre Nähe rückt. So wird die lesbische Orientierung immer wieder dem Bereich des Präödipalen zugeordnet, in dem es noch keinen trennenden Dritten gibt und lesbische Frauen innerlich ständig darum ringen müssen, nicht in die mütterliche Undifferenziertheit zurückgesogen zu werden. Häufig werden auch massive Enttäuschungen in der Beziehung zum Vater beschrieben, die eine sexuelle Rückwendung zur Mutter veranlassten, die später nicht mehr umkehrbar war.

In der psychoanalytischen Behandlung lesbischer Patientinnen treffen wir natürlich auch auf solche Zusammenhänge. Das verleitet dazu, die Ursache dafür insgeheim der lesbischen Orientierung der Patientin anzulasten und darüber zu vergessen, dass es in der Entwicklung jedes Menschen unbewusste Problemfelder und Konflikte gibt, die im Laufe der psychoanalytischen Behandlung einer Lösung zugeführt werden müssen, und zwar ganz unabhängig von der zugrunde liegenden sexuellen Orientierung. Aus dieser Perspektive verlieren Näheängste, Entwicklungsfixierungen und Aggressionshemmungen ihre »lesbische« Färbung und werden zu einem allgemein menschlichen Problem, so wie sich auch die Beziehungsprobleme und sexuellen Schwierigkeiten zwischen lesbischen Partnerinnen durch nichts von den Problemen und Schwierigkeiten heterosexueller Patienten unterscheiden.

Das Buch von Manuela Torelli hat einen ganz besonderen Vorzug, den es von anderen psychoanalytischen Veröffentlichungen zum Thema lesbischer Sexualität abhebt. Ihrer Arbeit gelingt eine von der Psychoanalyse bisher nur unzureichend geleistete Normalisierung der lesbischen Sexualität und die Einordnung der mit ihr verbundenen Sehnsüchte, Enttäuschungen, Ängste und Beziehungsprobleme unter die grundlegende Mangel Erfahrung, die das menschliche Leben kennzeichnet und eine Bedingung der *conditio humana* ist. In einem Zeitalter, in dem man nicht mehr von Sexualität, sondern von Sexualitäten spricht, ist die lesbische Existenz zu einer von vielen möglichen geworden, mit allen Vorzügen und aller Trauer über das, was darin jeweils nicht lebbar ist. Dazu gehört insbesondere die grundsätzliche Kinderlosigkeit der homosexuellen Beziehung. Mit dieser Normalisierung wird ein innerer Raum eröffnet, in dem Denktabus aufgebrochen und starre Abwehrformationen hinterfragt werden können. Die lesbische Existenz braucht nicht mehr verborgen und auch nicht mehr verteidigt zu werden, sondern wird zu einem

unverwechselbaren Teil der eigenen Identität, mit aller Lust und allem Leid, die jeder sexuellen Begegnung anhaftet.

Die Autorin führt uns in ihrem Buch nicht nur sehr gründlich in die psychoanalytischen Theorien ein, die sich heute um die lesbische Sexualität ranken. Sie zeigt dem Leser auch anhand von Interviews mit lesbischen Frauen, wie diese Identitätsentwicklung vonstatten geht und welche Schwierigkeiten sich dabei auftun können.

Die Gespräche mit lesbischen Frauen wurden teilweise persönlich, teilweise über Telefon geführt. Vier davon stellt die Autorin in diesem Buch genauer vor, wobei sie den Leser auch an den wörtlichen Schilderungen der Probandinnen und ihren eigenen Reaktionen darauf teilnehmen lässt. Wir erfahren auf diese Weise von den Schwierigkeiten ihrer Gesprächspartnerinnen, die eigenen sexuellen Wünsche und Ängste in eine Mitteilung an die Interviewerin zu übersetzen, und sehen die komplementären Schwierigkeiten der Interviewerin, bei Unklarheiten nachzufragen und die Widerstände anzusprechen, wenn heikle Zusammenhänge umgangen oder vermieden wurden. Bei der Auswertung der Interviews, die ich selbst lange Zeit hindurch beratend begleiten konnte, war für mich besonders eindrücklich, wie schwierig es für beide Seiten war, sich über die Tabus hinwegzusetzen, die der lesbischen Subkultur entstammten und bestimmte sexuelle Erlebens- und Verhaltensformen für zulässig erklärten und andere nicht. Mit dem Fortschreiten der tiefenhermeneutischen Interpretation verloren diese Tabus aber immer mehr an Kraft und neue Einsichten wurden möglich. Aus meiner Sicht war es nicht zuletzt die innere Weiterentwicklung der Autorin, die diese Sichtveränderung möglich machte. Deutlich wird dies vor allem an der Analyse der Gegenübertragung, an der sie uns teilhaben lässt – ein mutiger Schritt, in dem die Autorin auch ihre eigenen Ängste und Widerstände thematisiert. Die Teilnahme an den (unbewussten) Enactments, die sich zwischen der Interviewerin und ihrer Gesprächspartnerin jenseits der Worte entwickelten, führt Leserinnen und Leser mehr in die sexuellen Wünsche und Ängste in der Beziehung eines lesbischen Paares ein, als dies für jede theoretische Darstellung gilt.

Ich will aus den Ergebnissen der Interviews, die die Autorin am Schluss ihres Buches zusammenfassend darstellt, nur drei herausgreifen, die mir besonders eindrücklich erscheinen: die spezifische Ausprägung des lesbischen Penisneids, die Wichtigkeit der Identifizierung mit dem männlichen Partner der Urszene und die kollektive Zuschreibung der Gewalt an den Vater bzw. die Männer mit dem unbewussten Ziel, selbst die Opferrolle beizubehalten und sich keiner Aggression schuldig zu machen.

Penisneid ist für die Autorin in erster Linie ein Versuch, mit der narzisstischen Kränkung fertig zu werden, als Frau nicht im Besitz beider Geschlechter und damit omnipotent zu sein. Er richtet sich auf eine idealisierte Männlichkeit, die unendliche Macht verleihen würde, und zwar sowohl im Guten als auch im Bösen. Die lesbische Vereinigung führt für Torelli vorübergehend zu einem fantasierten Besitz des Penis, der von der Partnerin narzisstisch bestätigt und stärkend beantwortet wird. Damit verbindet sich für einen kurzen Moment die Illusion der Ganzheit und damit der Unabhängigkeit von der Zeugungskraft, die mit dem Penis verbunden ist. Penisneid resultiert dann umgekehrt aus der Unfähigkeit zur Generativität, die für Torelli *das* homosexuelle Trauma darstellt.

Um den lesbischen Liebesakt genussvoll und mit Leidenschaft erleben zu können, bedarf es zudem einer bewussten wie unbewussten Vorstellung nicht nur der eigenen, sondern auch der gegengeschlechtlichen Geschlechtsidentität, so wie dies Donna Bassin (1996) auch für die reife Heterosexualität beschrieben hat. Das Gefühl des Eindringens kann in der lesbischen Sexualität vom Penis auf die Zunge, die Hand oder einen Dildo übergehen. Die dafür notwendige Vorstellung des Eindringens entstammt der Identifizierung mit dem männlichen Partner in der Urszene, ohne dass diese Vorstellung deshalb zur Heterosexualität führen muss, so wenig wie eine heterosexuelle Frau durch homosexuelle Fantasien, die sich in ihre Sexualbetätigung einmengen, sofort zu einer lesbischen Frau wird. Der Penis wird dabei als ein schönes und beglückendes Instrument empfunden und sein Nicht-Besitz dementsprechend betrauert. Manuela Torelli spricht mit Recht von der Ich-Stärke und dem Selbstbewusstsein, die notwendig sind, um dieses in der lesbischen Subkultur immer noch weitgehend tabuierte Thema in Worte zu fassen. In ihrem Buch zeigt sie, dass dies möglich ist, ohne damit die eigene lesbische Identität aufs Spiel zu setzen.

Ihre wohl wichtigste These ist aber die projektive Verschiebung der Gewalt auf das andere Geschlecht, während die weibliche Aggression aus der Frau-Frau-Beziehung ausgeklammert bleibt und sich in eine Vorstellung von Harmonie verkehrt. Die Autorin entlehnt von Volkan (1999) den Begriff des »gewählten Traumas«, um diese kollektive Projektion zu benennen. Volkan meint damit die geistige Repräsentanz eines Ereignisses, das dazu führte, dass eine Großgruppe durch eine andere Gruppe schwere Verluste hinnehmen musste und sich dadurch hilflos und gedemütigt fühlt. Die Großgruppe kann sich nach Volkan dann unbewusst auf ein Ereignis einigen, das diese erlittene Demütigung abbildet und in der Erinnerung wachhält. Gleichzeitig stiftet das

»gewählte Trauma« Identität und lässt die Leere vergessen. Dies, so Torelli, trifft auch für die Gruppe der Frauen, und hier wiederum insbesondere der lesbischen Frauen, zu, die in unserer Gesellschaft über Jahrhunderte hinweg benachteiligt oder ausgeschlossen wurden. Das unbewusst gewählte Trauma lesbischer Frauen für die Erklärung ihrer mannigfaltigen intrapsychischen und interpersonellen Konflikte besteht für die Autorin in der erlittenen (sexualisierten) Gewalt der Väter gegen Mütter und Kinder und der familiären und gesellschaftlichen Diskriminierung, die diese Gruppe zu erleiden hatte. Verbunden damit ist häufig ein Zeitkollaps, so als hätte sich das Ereignis erst gestern ereignet. Daraus ergibt sich eine gruppeninterne Stabilisierung des Opferstatus. Die in der geschlechtsbedingten Zuschreibung agierte weibliche Aggression wird verleugnet. Es scheint, so Torelli, als bedürfe es eines imaginierten äußeren Feindes, der die Gruppe zusammenhält.

Für manche Leserinnen und Leser mag einiges von den hier nur angedeuteten psychoanalytischen Deutungsversuchen der Autorin auf den ersten Blick Überraschung oder auch Befremden hervorrufen. Bei näherer Betrachtung erweist sich aber, dass die Überprüfung und Zurücknahme der in der lesbischen Szene vielfach noch geltenden gruppenspezifischen Erklärungsmuster für lesbische Sexualität nicht etwa an der lesbischen Identität rüttelt, sondern vielmehr näher an die innere Ganzheit führt, nach der Menschen – Frauen ebenso wie Männer – ein Leben lang suchen. Auch die weibliche Aggression braucht dabei nicht mehr verschoben zu werden, sondern wird zum eigenen Besitz. Allein aufgrund dieser Erkenntnisse dürfte sich die Lektüre des Buches lohnen.

Hannover, 29. Oktober 2007
Christa Rohde-Dachser